

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Moor, Maren de  
**Die niederländische Jungfrau**

Roman

Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42253-3

SV



Marente de Moor  
Die niederländische Jungfrau

*Roman*

Aus dem Niederländischen von  
Helga van Beuningen

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *De Nederlandse maagd* im  
Verlag Em. Querido's Uitgeverij BV  
© 2010 Marente de Moor

Die Übersetzung dieses Buches wurde von der Stiftung für die Produktion  
und Übersetzung niederländischer Literatur gefördert.

Erste Auflage 2011

© der deutschsprachigen Ausgabe  
Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen  
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,  
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer  
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Memminger MedienCentrum AG

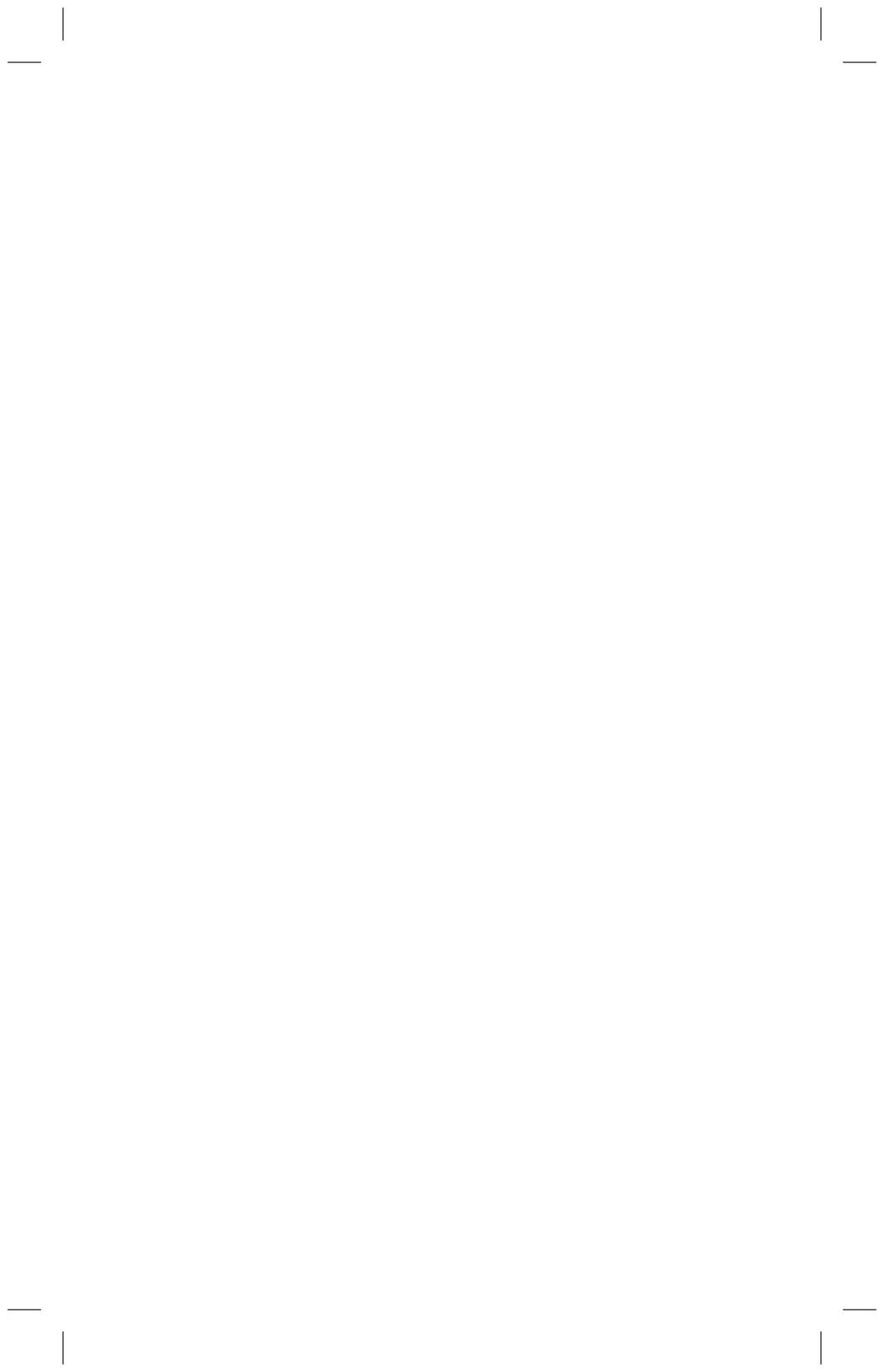
Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42253-3

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

*A braggart, a rogue, a villain,  
that fights by the book of arithmetic!  
Why the devil came you between us?  
I was hurt under your arm.*

Shakespeare, *Romeo and Juliet*



# Teil I



Maastricht, 10. September 1936

Lieber Egon,

dieser Brief benötigt keine Marke und wird bestimmt nicht ungelesen bleiben, denn ich gebe ihn meiner Tochter mit, die darauf achten wird, daß Du ihn öffnest. Eine persönliche Antwort erwarte ich schon lange nicht mehr, doch mein Herz jubelt bei dem Gedanken, daß Du das Liebste in meinem Leben kennlernst. Janna, geboren in einer Zeit, die Du als Fiasko bezeichnet hast. Ich weiß auch, Du wirst darüber lachen, mit dem zynischen Grinsen eines Menschen, der vergessen hat, wozu es das Lachen braucht. Ausgerechnet meine Tochter verfällt dieser wahnwitzigen Leidenschaft, die Du Lebenskunst nennst, »die Lebenskunst des Tötens«, es ist nicht zu fassen. Sie bringt mich durcheinander. Sollte es denn doch wahr sein, daß Erde, auf der ein Krieg gewütet hat, nur weiteren Kampf hervorbringen kann? Janna ist, das verrate ich Dir mit einer gewissen Scheu, am Ort der Schlacht gezeugt worden. Habe ich damit Grabschändung begangen? Das war nicht meine Absicht. Das Land lag zu diesem Zeitpunkt bereits friedlich da. Es war nichts mehr davon zu sehen, Wunden waren geheilt, das Gras hatte alles schön zugedeckt. Weich war es, und es roch frisch. Der Geruch des unbeirrbareren Lebens.

Es war nicht so warm wie damals. Damals verstand niemand, woher die Hitze auf einmal kam; von der brennenden Sonne oder von der Erde, die frisches Blut ausdünstete. Vielleicht war es gar nicht derselbe Ort, aber ganz gewiß war es

einer, der sich dazu eignete, ein neues Leben mit einer warmblütigen Frau zu zeugen, die später, als sich der Staub gelegt hatte, für immer eine tödliche Kühle bewahrte.

Natürlich war ich mit einem anderen Ziel dort, das habe ich nicht vergessen. Glaub mir, ich habe wirklich gesucht. Ich habe Bauern, Hufschmiede, Kutscher befragt. Niemand konnte mir etwas sagen. Ich habe Dir alles erklärt, aber Du hieltest es für keiner Antwort wert. Ich habe mein Bestes getan. Dein Pferd habe ich nicht gefunden.

Nun teilt meine Tochter Deine Leidenschaft für das Fechten. Ich habe versucht, sie davon abzubringen, schließlich mußte ich aufgeben. Sie ist so ein Mädchen, wie man sie heutzutage häufiger findet, eines, das nicht darauf wartet, eine Frau zu werden. Mein eigenwilliger Schatz. Begreifst Du, daß ich es gut mit Dir meine? In erster Linie biete ich Dir, dem Fechtmeister, die vielleicht beste Schülerin, die Du je haben wirst. Janna ist wirklich gut! Und danach biete ich Dir, mein Freund, meinen Zweifel, den ich Dir vorenthalten habe, als Du ihn so dringend brauchtest. Viele Männer stärken sich am Zweifel anderer Männer. Vielleicht ist Fechten tatsächlich die unabdingbare Lebenskunst, von der ich nichts verstehe. Ich bin inzwischen weise genug zuzugeben, daß ich nichts mit Sicherheit wissen kann.

Das ist noch nicht alles. Es wird Dich, sobald Du Dich von Deiner Schadenfreude erholt hast, vielleicht zufrieden stimmen, wenn Du hörst, daß ich mich in die Fechtkunst vertieft habe. Nein, ich habe nie eine Waffe in der Hand gehalten, ein Arzt braucht nicht selbst krank zu sein, um eine Diagnose zu stellen. Bevor ich auf diesen Stich stieß, hatte ich keineswegs vor, Janna zu Dir zu schicken. Doch alles kann sich ändern. Sieh ihn Dir bitte ganz genau an. Er stammt aus einer seltenen Ausgabe der niederdeutschen Reime von Bredero.

»O nieuwe Wapenaar! die soo wel als verweent / De wyse  
Kunst met kracht versamelt en vereent.«

*Die Abbildung ist mehr als nur eine Kuriosität. Es handelt sich hierbei um ein in Vergessenheit geratenes Wissen, das Leben retten kann. Wenn Du willst, läßt sich mehr darüber finden. Ein Lehrbuch, prachtvoll illustriert. Mit Handschuhen habe ich in einer verlassenen Bibliothek in Amsterdam darin geblättert, habe Notizen gemacht. Es ist ein erstaunliches Buch. Das ist Fechtwissenschaft! Sie nennen es ein Geheimnis, ein verborgenes Wissen um die Unangreifbarkeit, doch lassen wir diese Mysterien dahingestellt sein, Du weißt, wie ich darüber denke. Es ist einfach die Wissenschaft des Nichtgetroffenwerdens – sicherlich keine einfache Materie, aber sie läßt sich studieren. Tu das, Egon. Bewahre Dich selbst, Dein Land, meinetwegen die ganze Welt vor noch mehr Elend. Meine Tochter ist genauso alt wie der Frieden. Genauso alt wie Du, als Du beschlossen hast, in die Armee einzutreten. Ich hoffe, nein, ich glaube ganz fest, daß*

# 1

Man könnte sagen, daß von Bötticher verunstaltet war, doch nach einer Woche bemerkte ich seine Narbe schon nicht mehr. So schnell gewöhnt man sich an äußerliche Abweichungen. Selbst grauenhaft Entstellte können in der Liebe glücklich sein, wenn sie jemanden finden, der keinen Wert auf Symmetrie legt. Die meisten Menschen haben allerdings die Angewohnheit, ungeachtet der Natur die Dinge in zwei Hälften zu teilen, die jeweils der anderen Spiegelbild sein muß.

Egon von Bötticher war schön, seine Narbe war häßlich. Eine schlampige Wunde, beigebracht mit einer stumpfen Waffe in unsicherer Hand. Weil man mir nichts davon gesagt hatte, lernte er mich als erschrockenes Mädchen kennen. Ich war achtzehn und viel zu warm angezogen, als ich nach meiner ersten Auslandsreise aus dem Zug stieg. Maastricht – Aachen, ein Katzensprung. Mein Vater hatte mich zum Bahnhof gebracht. Ich sehe ihn noch vor dem Abteifenster stehen, überraschend klein und mager, während hinter seinem Rücken die Dampfsäulen aufragen. Er machte einen komischen Hüpf, als der Wagenmeister mit zwei Hammerschlägen anordnete, die Bremsen zu lösen. Neben uns zogen die roten Wagen aus den Bergwerken vorbei, dahinter eine Waggonreihe mit brüllendem Vieh, und inmitten dieses Lärms wurde mein Vater immer kleiner, bis er hinter der Biegung verschwand. Keine Fragen stellen, einfach losfahren. In seinem Monolog eines Abends nach dem Essen war nicht einmal Raum ge-

wesen, um Luft zu holen. Es ging um einen alten Freund, einst ein guter Freund, noch immer ein guter Fechtmeister. *Bon*, weiter, wir müßten ehrlich sein, wir wüßten, daß ich diese Chance wahrnehmen müsse, um im Sport etwas zu erreichen, oder wolle ich etwa im Haushalt arbeiten, na also, betrachte es als eine Art Urlaub, ein paar Wochen Fechten im schönen Rheinland.

Zwischen den beiden Stationen lagen vierzig Kilometer, zwischen den alten Freunden zwanzig Jahre. Auf dem Bahnsteig in Aachen stand von Bötticher und schaute in die andere Richtung. Er wußte, ich würde schon zu ihm kommen, so ein Mann war er. Und mir war durchaus klar, daß er dieser sonnengebräunte Riese mit dem perlweißen Homburg sein mußte. Zu dem Hut trug er keinen Anzug, sondern lediglich ein Kammgarnpoloshirt und eine Art Seemannshose, so eine mit breitem Bund. Sehr modisch. Und da kam ich, die Tochter, in einem ausgebesserten Trägerkleid. Als er mir seine aufgerissene Wange zuwandte, wich ich zurück. Das wilde Fleisch war mit den Jahren verblichen, aber immer noch rosig. Ich denke, mein Erschrecken hat ihn gelangweilt, diesen Blick sah er natürlich öfter. Seine Augen wanderten zu meiner Brust. Ich griff nach meinem Medaillon, um zu verbergen, was in so einem Kleid ohnehin kaum zu sehen ist.

»Das ist alles?«

Er meinte das Gepäck. Er knetete meine Fechttasche, fühlte, wie viele Waffen darin waren. Meinen Koffer mußte ich selbst tragen. Sehr schnell löste sich das süße Bild auf, das ich von meinem Fechtmeister hatte, bevor ich ihn kennenlernte.

Dieses Bild war aus einem verschwommenen Foto in unserem Familienalbum heraus entstanden. Zwei Männer,

der eine ernst, der andere verwackelt. Darunter ein Datum: Januar 1915.

»Das bin ich«, hatte mein Vater gesagt und auf den ersten Mann gedeutet. Und über den anderen, von dem nur zu erkennen war, daß er einen aufgeknöpften langen Soldatenmantel und eine Pelzmütze trug: »Das ist dein Fechtmeister.«

Meine Freundinnen fanden das Foto toll. In das unscharfe Gesicht lasse sich etwas hineinlesen. Er sei stattlich und galant, das zähle, und er besitze ein Landgut, auf dem ich rumfaulenzeln könne, das müsse doch enden wie in einem Film. Ich sah nur einen abgekämpften Mann ohne Waffe. Über meinem Bett hingen nicht Gary Cooper oder Clark Gable, sondern die Brüder Nadi. Ein einzigartiges Foto, das ich nirgends wiederfinden konnte: Aldo und Nedo, Olympiahelden, beide Rechtshänder, beim Gruß vor einem Gefecht. Fechter werden nicht oft in dieser Pose fotografiert. Hier stehen sie sich in derselben Haltung gegenüber, zwischen ihren kerzengeraden Körpern liegen exakt vier Meter, beide halten sich die Klinge vor das unmaskierte Gesicht. Auf dem Foto sieht es so aus, als würden sie am Stahl ihrer Waffe vorbei einander taxieren, doch bei Wettkämpfen dauert ein Grußritual nie lang. Nicht wie früher, als Duellanten zum letztenmal das Leben in den Augen des anderen betrachteten.

Herrn Egon von Böttichers Gesicht erhielt Kontur durch *Krieg und Frieden*, in das ich ihn als Lesezeichen gesteckt hatte. Wenn ich das Buch aufschlug, entwich er mir genauso, wie er sich vor dem Objektiv bewegt hatte. Las ich weiter, so nahm er Form an. Im Nebel der unscharfen Verewigung hatte er seinen Stolz verloren. Eigentlich trug er keine Pelzmütze, sondern einen Zweispitz, golde-

ne Epauletten auf den Schultern, links von seinem Schoß einen Säbel in einer roten Scheide. Da war ich mir sicher. Im Zug versuchte ich schnell weiterzulesen, wurde jedoch durch einen zu mir her schielenden Fahrgast abgelenkt. Jedesmal, wenn ich aufsah, sah er weg. Ich las ein paar Sätze, spürte dann wieder seinen hitzigen Blick durch das Abteiffenster über meinen Körper wandern und begann, noch schneller zu lesen. Ganze Passagen übersprang ich, um dorthin zu gelangen, wo ich ankommen wollte: beim Kuß zwischen Bolkonski und Natascha. Den erwischte ich gerade noch rechtzeitig, bevor wir in den Tunnel fuhren. Der Fahrgast war verschwunden. Ich steckte das Foto weg. Ich brauchte kein Gesicht, meinen Bolkonski würde ich unter Tausenden erkennen. An jenem Spätsommertag des Jahres 1936 war er der ansehnlichste aller Männer am Aachener Bahnhof. Als ich näher kam, entpuppte er sich als verunstalteter Flegel, der mich meinen Koffer selbst ins Auto heben ließ.

»Ihr Vater hat gesagt, worum es geht?« fragte er.

»Ja, Herr von Bötticher.«

Im Klartext: nein. Keine Ahnung, wovon er sprach. Besser fechten zu lernen, darum ging es mir, doch mein Vater kannte den Meister aus einer Vergangenheit, die nicht mehr lange dunkel bleiben würde. Deutscher, von Adel, Landgut Raeren. Meine Mutter begann kopfschüttelnd zu schluchzen, als sie das hörte. Eine andere Reaktion hatten wir nicht erwartet. Der Pfarrer hatte sie vor den Nazis gewarnt, die Katholiken angeblich schlecht behandelten. Mein Vater sagte, sie solle sich nicht so ins Bockshorn jagen lassen. Ehrlich gesagt, ich habe nicht richtig zugehört. Nazis sagten mir nichts. Um von Bötticher dagegen kam man nicht herum. Er fuhr aus der Stadt, ohne zu brem-

sen, durch unbefestigte Haarnadelkurven; wenn er schaltete, stieß seine Hand grob gegen mein Bein, und sein Knie, rechts vom Lenkrad, hätte sich an meines gelehnt, wenn ich mich im Kabriolett nicht schräg hingesetzt hätte. Er war nicht seinem Alter entsprechend gekleidet. Er trug Sandalen, die mit einem Band um die Knöchel gebunden waren. Mein Vater hätte gesagt: ein Stutzer.

»Wir sind da«, war der dritte Satz, den er an mich richtete, nach bestimmt einstündiger Fahrt. Vor dem Tor bremste er so abrupt, daß ich vom Sitz flog. Er warf die Fahrertür hinter sich zu, stiefelte zum Gitter, stieß es knurrend auf, schoß, als er wieder im Wagen saß, auf die Auffahrt und stieg abermals aus, um das Tor zu schließen. Die dazugehörigen Geräusche machten deutlich, vorläufig würde ich hier nicht mehr rauskommen. Zwischen den verblühten Kastanien neben der Auffahrt sah ich als erstes den alten Dachreiter, der als Taubenschlag diente. Es würde eine Woche dauern, bis ich trotz des Getrippels und Gegurres schlafen konnte. Danach sollte mich eine viel größere Unruhe nicht schlafen lassen.

Stelle zwei Spiegel einander gegenüber, und sie zeigen sich im jeweils anderen. Immer kleiner und undeutlicher, doch der eine wird vor dem anderen nicht verschwinden. So ist es auch mit manchen Erinnerungen. Sie können den ersten Eindruck nicht abschütteln, der eine ältere Erinnerung birgt. Vor dem Jahreswechsel hatte ich im Kino *The Old Dark House* gesehen, mit Boris Karloff, bekannt aus Frankenstein, in der Hauptrolle. Ich erkannte Raeren aus diesem Film wieder, sah jedenfalls eine Ähnlichkeit. Ich wußte schon damals, daß ich in meiner Erinnerung stets das Haus aus dem Film sehen würde, daß die Fenster im-

mer offenstünden, mit wehenden Gardinen, daß die Spiegel zerbrochen bleiben würden und der Wilde Wein um die Haustür mausetot.

## 2

Die Haustür glich dem Deckel eines Sarges. Ich übertreibe natürlich, doch als von Bötticher mich vor der geschlossenen Tür stehenließ, weil er etwas im Auto vergessen hatte, strahlte vor allem Einsamkeit vom Haus auf mich ab, und umgekehrt. In den wenigen Minuten, die so verstrichen, starrte ich auf den schwarzen Lack, den stumpfen Türklopfer und die silbernen Nägel, dann ging die Tür auf, und zu allem Überfluß erschien auch noch ein leichenblasser Gnom auf der Schwelle. Er sagte nichts. Er sah aus wie festgehalten auf einer Daguerreotypie aus jener Zeit, als die Menschen noch Ehrfurcht vor ihrer plötzlichen Verewigung hatten: weißes Gesicht, unbewegte Haltung, Blick auf unendlich.

»Heinz, wo warst du«, rief von Bötticher von weitem. »Das Tor muß geölt werden. Ich bekomme es bald nicht mehr zu. Wo ist Leni?«

Der Gnom gab sich einen Ruck, nahm mir den Koffer aus der Hand und räusperte sich. »Im Bett. Machen Sie sich keine Sorgen, sie hat versprochen, noch vor dem Mittagessen wieder auf den Beinen zu sein.«

»Das ist Janna, die neue Schülerin. Du erinnerst dich an die Geschichte?«

»Ich kann Tee machen«, sagte Heinz, sah mich aber dabei nicht an.

»Bring das Mädchen nach oben. Ich möchte heute mal nicht gestört werden.« Und plötzlich, mit einem Lächeln: »Außer von euch!«

Er meinte den Bernhardiner und einen kleineren Hund, die in der Eingangsdiele auf ihn gewartet hatten. Auf seine freudigen Gebärden hin fingen sie an, heftig zu schwänzeln. Wenigstens etwas. Obwohl wir daheim keine Hunde hatten, machten sie einen vertrauten Eindruck. Ihre Sprachlosigkeit ist es, die uns die Tiere so wenig fremd erscheinen läßt. Der große ließ sich kurz streicheln, rannte dann aber in den Garten, wo er mit beiden Vorderpfoten auf den Boden zu klopfen begann, um Herrchen zum Spielen zu bewegen. Ich blieb mit Heinz zurück. Er mußte etwas loswerden: »Wir haben hier noch kein Telefon.« Er zeigte mit ausgestrecktem Finger nach draußen. »Die Drähte laufen entlang der Hauptstraße nach Norden und machen einen Bogen um uns. Im Dorf steht schon an jeder Straßenecke ein Mast, aber dem Chef ist das egal. Hier lassen sich nicht viele Menschen blicken. Das müssen Sie wissen. Abgesehen vom Schlachter und den Studenten bekommen wir hier nie Besuch.«

Die Uhr in der Diele war stehengeblieben. Später sollte ich merken, daß es auf Raeren viele Uhren gab, die nicht liefen, und Schränke, in denen nichts aufbewahrt wurde. Als ob alles nur der Form halber da wäre. Die Einrichtung schwankte zwischen Bäuerlichkeit und überholtem Schick. Gelebt wurde nur in der verräucherten Küche, wo an Tragbalken Wildhaken und Kessel hingen, die häufig in Gebrauch waren, genauso wie der klobige Eßtisch mit den Astlöchern, in die man die Ellbogen stützen konnte. Im vornehmen Teil des Hauses herrschte eine Stille, die besonders eindringlich war und doch von kurzer Dauer, weil alles viel Lärm machte, sobald jemand einen Fuß dorthin zu setzen wagte. Sporadische Bewegungen wurden von Türschwellen, Fußböden und Möbeln mit einer Sal-

ve von Holzgeräuschen begrüßt. Niemand war erpicht auf dieses Geknarre, deshalb gab es in diesen Räumen keinen Rauch, sondern Staub.

Von Bötticher kam wieder in die Diele marschiert, die Hunde an den Fersen. »Bring das Mädchen ins Dachzimmer und die beiden hier, plus Gustav, in mein Studierzimmer.«

»Gustav, den erwisch ich nicht.«

»Versuch's mal mit einem Keks. Kaninchen sind verrückt danach.«

Hatte ich das richtig verstanden? Meine Deutschkenntnisse verdankte ich den Sommern bei meiner Tante in Kerkrade. Einen Deutschen nannten wir dort einen *Pruus*, einen Preußen. Meine Tante betrieb einen ambulanten Handel mit Kaffeebohnen, in einer Straße, die zu zwei Ländern gehört. In unserer Hälfte heißt sie Nieuwstraat, auf der anderen Seite Neustraße. Ihre Kunden standen mit den Füßen in Deutschland, während ihre Hände in den Niederlanden kauften. Sprachgrenzen gab es nicht zu überwinden. Alle sprachen den Dialekt der ripuarischen Franken, die im fünften Jahrhundert ihre Wörter in Karawanen aus schleppenden Tönen durchs Rheinland gezogen hatten.

Ich war fünf, trug in meiner Schürze einen rohen Schinken für einen Pruus, der nach einem *sjink* gefragt hatte. Gleich wieder zurückkommen, hörst du! Ich erinnere mich an großes Gedränge. Der Schinken wurde immer schwerer. Zwei betrunkene Kumpel zeigten auf meinen Schoß, platzten los. So jung noch und schon einen Braten in der Röhre. Ich verirrte mich. Drei Stunden später wurde ich in einem deutschen Hintergarten gefunden, mit-